

Eine noble Wirtschaftlerin.

Herr Sigmund P., ein wohlhabender Mann, der eine Etage von acht Zimmern im Tiergartenviertel bewohnt, hatte es nicht mehr für angezeigt gehalten, seinen Lebensabend durch eine Wittve zu verschönen. Um sich aber ein behagliches Heim zu schaffen, engagierte er eine Wirtschaftlerin. Seine Wahl war auf eine elegante Wittve in der Mitte der dreißiger Jahre gefallen, die gut zu repräsentieren verstand und äußerlich ausgezeichnet in die mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Wohnräume hineinpasste. Leider behagte Frau S. unter anderen weiblichen Fertigkeiten auch die außerordentlich reich mit dem Wirtschaftersgelde fertig zu werden, das ihr Herr P. bei ihrem Antritt für ein Vierteljahr im voraus übergab. Da ein gewisser diktatorischer Ton, den sich die neue Wirtschaftlerin anmaßte, das Wohlfallen P.'s erregte, beschloß er, schon nach Ablauf eines Monats sein Verhältnis zu Frau S. wieder zu lösen. Bei der Abrechnung ergab sich nun leider, daß die Wirtschaftlerin einen Fehlbetrag von 450 M. aufwies. Das war selbst für das sorglose Gemüth des gerade nicht inausfernig veranlagten Herrn P. etwas zu viel. Es kam zu einer unerquicklichen Auseinandersetzung mit der löstspieligen Wirtschaftsdame, und hierbei schlug Frau S. einen so hochfahrenden und verlegenden Ton an, daß P. dadurch gezeitigt, die Angelegenheit dem Gericht übergab.

Frau S. mußte sich daher eines Tages dazu bequemen, in der Rolle der Welterklären anberaunter Selber Angeklagten vor Gericht zu erscheinen.

Herr P., der als Zeuge erschienen war, hatte den Eindruck, daß seine Wirtschaftsdame vor Gericht ein wesentlich anderes Benehmen zur Schau trug, als sie dabei in seiner Hauslichkeit gezeigt hatte.

Und in der That machte die Angeklagte zunächst einen sehr schüchternen Eindruck. Sie hatte Thränen in den Augen und verlor öfter das Gesicht in ihrem seidenen, spitzenbesetzten Taschentuche.

Erst als sie aufgefordert wurde, sich auf die Anklage zu äußern, gab sie sich einen Ruck und erklärte in herrlichem Tone, daß sie keinen Fehlbetrag veruntreut hätte.

Vorl.: Es fehlen aber bei der Abrechnung wegen des Wirtschaftersgelbes nicht weniger als 450 Mark, die Sie auf keine Weise durch Ausgaben zu belegen vermochten.

Angell.: Ich bitte zu berücksichtigen, daß Herr P. ein sehr nobles Haus führte. In einem solchen Haushalt kann man nicht jede Kleinigkeit aufschreiben. Ich mußte oft in die Stadt, um dies und das zu besorgen. Um Zeit zu sparen — denn ich hatte viele, sehr viele Pflichten zu erfüllen — bin ich stets Auto gefahren. Das laßt in's Geld und macht sich erst bei der Abrechnung bemerkbar. Es kamen einige Male Leute, die für wohlthätige Zwecke sammeln gingen — ich habe stets 20 Mark gegeben, um würdig zu repräsentieren. Alle derartigen Ausgaben, die sich nicht direkt auf den Wirtschaftsbetrieb des Hauses bezogen, habe ich nicht erst aufgeschrieben. Ich konnte sie auch später nicht mehr aus dem Gedächtniß zusammenstellen, da ich zu viel Dinge im Kopfe hatte. Und übrigens: Ich glaube auch, es könnte Herr P. auf solche Kleinigkeiten gar nicht ankommen. Ein Mann, der, wie es heißt, öfter an einem Abend im Club ein kleines Vermögen im Poteren verliert, kann doch — so dachste ich — kein solcher Kleinigkeitsträger sein... Was will er denn jetzt mit der Lumperei von 450 Mark!... Es war doch nicht wie bei armen Leuten! Es war ja alles da!

Das Gericht hält es, abgesehen von ihrer Berechtigung zu diesen Ausgaben, für ganz ausgeschlossen, daß die Angeklagte in einem Monat 450 M. für Autodroschen und wohlthätige Zwecke verausgabt habe und erkennt gegen die noble Wirtschaftlerin auf eine empfindliche Geldstrafe.

Eine weitere kleine Geschichte.

Aus dem österreichischen Parlamentsleben erzählt das „Wiener Fremdenblatt“. Der Obmann eines großen parlamentarischen Verbandes, der jüngst in den Freierrnstand erhoben wurde, veranfaßte seinen Kollegen in einem vornehmen Stadt-Restaurant ein glänzendes Fest. Die feinsten Speisen wurden aufgetragen, die feinsten Weine — die bayerischen Abgeordneten finden nicht Worte genug, um all' das Sensationelle zu loben, sie konnten gar nicht zum Sprechen, denn sie sind anderweitig vollauf in Anspruch genommen. So in der dritten Morgenstunde, da alle Reden verklungen, Austern, Fische und Fasanen verzehrt, alle Champagnerflaschen geleert sind, erhebt sich ein bayerischer Abgeordneter, schreitet schwerem Schritt zum Platz des gefeierten deutschen Führers, klopft ihm auf die Schulter und spricht mit glänzenden Augen: Es ist ein wahres Glück, lieber Freund, daß Du nur Baron geworden bist — wäz Du Graf geworden, meiner Seel', ich wär' nicht mehr am Leben..."

Japanische Sprichwörter.

In der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ theilt W. M. Zuber eine Reihe japanischer Sprichwörter und Sinnsprüche mit, von denen die folgenden wiedergegeben seien:

Ein Frosch im Brunnen weiß nichts von großen Weltmeeren.

Schwaben und Sperlinge verheirathen sich von den Plänen der Kraniche und wilden Gänse. (Die Kleinen können die Pläne der Großen nicht erfassen).

Auch der Fuß des Leuchtturms ist finstler.

Ueber ihre eigene Person sind auch Wahrsager unwissend.

Weidenzweige reichlich kein Schnee. (Sie sind nachgiebig).

Auch in der Hauptstadt gibt es Bauern.

Aus Kaulquappen können nur Frösche werden. („Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“)

Der Löwe schießt sein Junges in's Thal; lasse das Kind reifen, welches Du liebst. (Müher Hause gewinnt man Lebenserfahrung.)

Wer von der Großmutter erzogen ist, ist um 300 Mon (die kleinste japanische Kupfermünze im ungefähren Werthe von ein fünfzig Pfennig) billiger. (Weil er verjüngt ist.)

Emerald und Kristall glänzen nur, wenn sie geschliffen sind.

Auch das Besteigen des höchsten Berges beginnt vom Thale aus.

Berathe Dich mit einem Anderen, und wäre es nur Dein eigenes Arie.

Selbst ein Bauer, der ein Padjpferd führt, sieht in guten Kleidern anständig aus.

Verachte die Geringen nicht; auch ein Joll langes Insekt hat einen hohen Joll Verstand.

Mander kommt zwar in Lumpen, aber sein Herz ist von Brotat.

Patriarchalisches.

(Eine alte, einfach gebliebene Frau Amtsärztin und ihr noch älterer deutscher, der schon nahezu drei Menschenalter hindurch der amtsärztlichen Familie in unüberänderter, treuer Ergebenheit dient.)

Frau Amtsärztin: „Franz, heute Nachmittag mußt Du mich nach der Stadt fahren.“

Der alte Rutscher: „Heute? Das paßt mir gar nicht.“

Frau Amtsärztin: „Ja, das hilft nichts, ich habe etwas Nöthiges zu besorgen.“

Der alte Rutscher: „Nöthig? Ich habe noch Nöthiges. Es hat Zeit bis morgen.“

Frau Amtsärztin: „Rein, ich muß heute fahren. Was hast Du denn so nöthig zu thun?“

Der alte Rutscher (traut sich hinter'm Ohr. Nach kurzem Bedenken): „Na, Frau Amtsärztin, mein'wegen denn. Ob ich Sie fahre oder den Rist, das kann mir ja egal sein. Der Rist wäre eigentlich nöthiger; aber meint'wäre denn!“

Frau Amtsärztin (freundlich): „Das ist hübsch von Dir, Franz. Dann also um drei.“

Eine eigenartige Denkmalsentwählung.

Der Domplatz der toskanischen Stadt Prato war bereits von zwei Denkmälern geschmückt, heute zählt er ein drittes zu Ehren des Begründers des Städtischen Waisenhauses. Das Monument ist in höchst komischer Weise entworfen worden, und zwar stütz um drei Uhr von einem Zeitungsverkäufer, während alle Bürger noch im tiefen Schlaf lagen. Ein an der Basis angeheftetes Blatt Papier gab die Erklärung für den eigenartigen Vorfall, es lautete: „Mitbürger! Der Unterzeichnete strebt nicht nach Pomp und Ehren, er will dem Wohlthätigsten Denkmal selbst zu entfallen. Korreste Chillerie.“ Das Komite hatte dem ungeduldigen Künstler mit der Enthüllung zu lange geögert.

Wahre Geschichte.

Der rührige Kommandeur eines Infanterieregiments ist wegen seiner Streberei nach oben und seiner Rücksichtslosigkeit nach unten gleich übel bekannt. Eines Tages passirte ihm ein Malheur. Bei einer Besichtigung, die er abhielt und bei der höchsten Vorgesetzten anwohnten, suchte er, um seine Reittunft zu zeigen, einen Graben auf, sprang ihn und flog in weitem Bogen über den Hals seines Pferdes zu Boden. Jubelnde Schandensreude malte sich auf den Gesichtern seiner Offiziere, zumal der Boden infolge Regens aufgeweicht und schlammig war. Aber sofort sah sie der Herr Oberst und rief: „Meine Herren, die Höhe liegt im starken feindlichen Artilleriefeuer, bitte, gleichfalls abzuweichen!“

Kaiser Franz Joseph und Feldmarschall Radetzky.

Die vielerörterten Hohenlohe-Erinnerungen „Aus meinem Leben“ hat der Verlag von G. S. Mittler und Sohn in einer neuen Halbfranz-Ausgabe auf den Büchermarkt gebracht. Zum Hindruck auf das 60jährige Jubiläum des Kaisers Franz Joseph wird man jetzt dem ersten Bande, der die Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Jagellingen aus den Jahren 1848—1866 und seine in Desterreich empfangenen Eindrücke enthält, besondere Beachtung schenken. U. a. schildert der Prinz darin seine Begegnungen mit Feldmarschall Radetzky, dem bedeutendsten Heerführer der österreichischen Armee in den Kriegen um die Vorherrschaft in Italien, dessen Todestag sich kürzlich zum 50. Male gefährt hat.

Die Erscheinung Radetzky's, so erzählt Prinz Hohenlohe, hatte etwas Nummenhaftes. Als ihn der Prinz, der damals als Generalstabsoffizier bei der preussischen Gesandtschaft in Wien kommandirt war, im Jahre 1855 in Verona sah, war der Marschall schon 90 Jahre alt. Sein Leben war genau geregelt. Er stand um fünf Uhr auf und schon um sechs Uhr empfing er die Adjutanten zur Erledigung der täglichen Geschäfte. Dann beschäftigte er sich mit den Angelegenheiten der Armee, die er befehligte, und schrieb die nöthigen Vorschriften für die Truppen eigenhändig. Eines Morgens fanden ihn die Adjutanten um sechs Uhr nicht in seinem Kabinett. Das erregte Beforgniß, er sei krank. Noch größer wurde die Beforgniß, als auch der Kammerdiener Karl keine Auskunft geben konnte, wo der alte Herr sei. Es wurde überall gesucht. Man fand die Pforte im Garten offen, ging von da auf die Straße und traf endlich den Marschall auf einem Gehsteig sitzend und mit einem alten invaliden Sergeanten über vergangene Zeiten plaudernd.

Er hatte täglich Gäste zu Tisch, zehn bis zwölf Personen. Vor Tische unterhielt er sich stehend mit jedem Einzelnen. Dann führte er den Vornehmsten zu Tisch. Den Prinzen behandelte der Marschall bei seinem Besuche, zumal er ein Fremder war, als den Vornehmsten. Während der Tafel aß er immerzu, und die Unterhaltung ging lebhaft ohne Rücksicht auf ihn am ganzen Tische durcheinander. Dabei folgte er allen Gesprächen zugleich, und warf bald hier, bald dort eine Bemerkung dazwischen, wie: „Das war anders“ — „Das war sehr komisch“ — „Sie irren sich“ — „Der hat recht“ u. s. w. Er liebte die Brechen, aber einen Preußen konnte er nicht leiden und machte daraus kein Hehl. Das war Wranzel. Dieser hatte einmal so gethan, als ob er der preussische Radetzky sei, und Radetzky fand das doch einen großen Unterschied.

Er aß von jeder Speise zweimal, und es gab viele Speisen. Am liebsten aß er Tyroler Knödel. Aber sein Leibzart, der Dr. Wunzian, hatte sie ihm verboten. Also wurden diese Knödel nur am Donnerstag auf den Tisch gebracht, denn am Donnerstag aß Dr. Wunzian nie mit. Da freute sich der alte Herr schon Montags auf den Donnerstag, und vertilgte von diesen harten Knödeln eine ganze gehäufte Schüssel voll.

An Weinen wurde gewöhnlich nur der nach Tinte schmeckende Tyroler Landwein gegeben. Dem Prinzen zu Ehren brachte man zum Braten noch einen Borbeuz auf den Tisch, der auch nicht anders schmeckte. Unter dessen gab der Kammerdiener Karl seinen Freunden ein Mittagessen, bei dem täglich Champagner getrunken wurde. Rein Wunder, daß der Haushalt ungeheuer viele Ausgaben verursachte.

Früher soll der Marschall Hazard gespielt haben, wie Blücher. Auch die ungarischen Söhne haben ihm viel Geld gekostet. Daher kam es, daß seine Fürsten ihm so oft die Schulden bezahlen mußten. Im Jahre 1848 war er wieder einmal verurtheilt, und man hatte dem Kaiser vorgeschlagen, nicht mehr für Radetzky einzutreten, sondern ihn zu verabschieden, weil es sein Ende nehme. Aber dennoch hatte der Kaiser befohlen, die Schulden zu begleichen. Als nun 1848 die Nachricht von Radetzky's Siegen eintraf, sagte der Kaiser: „Schaut's, jetzt wars doch gut, daß mir ihm noch amal die Schulden 'jacht hom!'“

Nach Tische schleppte sich der Marschall auf einen alten großen Lehnstuhl in seinem Salon, den die Gäste umstanden. Nach einiger Zeit gab sein lautes Schnarchen das Signal, daß man entlassen sei. Der Prinz erhielt vom dem Marschall die Einladung, so oft bei ihm zu essen, als er wollte, er sollte sich nur hets Morgens zum Essen anfragen. Die Adjutanten bedeuteten dem Prinzen auch, daß er von dieser Aufforderung unbedingt einige Male Gebrauch machen müsse, denn sonst würde ihm der Marschall dies sehr verübeln. Eines Tages, als er wieder beim Marschall zu Tische war, wurde gemeldet, der Badfrieder sei gekommen. Die Adjutanten waren sehr ärgerlich, der Marschall aber sagte: „Schön, wenn er mitessen will, soll er nur gleich kommen.“ Es kam die Antwort, der Badfrieder sei erst auf sein Zimmer gegangen. „Schaut's“, sagte der alte Herr zum Prinzen, „der Kerl,

der Badfrieder, kommt immer und quält mi, i soll ihm meinen Leichnam testamentarisch vermachen, damit er mi in seinem Park von Stoderau bei Wien begraben kann. I hab's ihm auch versprochen, aber I hab' hab' i's noch nit, denn i hab' mer halt denkt, wenn i's thu, stirb i glei, und i maq no nit.“

Dieser Badfrieder war ein Armeelieferant, und sein Geschäft hatte ihn reich gemacht. Die Arme Radetzky's war aber in den Jahren 1848 und 1849 immer vortreflich versorgt gewesen, und deshalb stand er bei den Generalen aus diesen Kriegen in gutem Andenken. Radetzky hielt für ihn immer ein Zimmer bereit, wo Badfrieder absteigen konnte, wenn es ihm einmal einfiel. Dieser Mann hatte eine Bestimmung in Stoderau bei Wien und sammelte in seinem Parke die Leichen berühmter Generale aus jener Zeit, die er dort begrub, um ihnen ein Denkmal zu setzen. Man kann sich wohl denken, daß die Umgebung Radetzky's sich wenig freute, wenn Badfrieder wieder einmal kam und den Marschall an seinen Tod erinnerte. Dieser aber lachte darüber und sagte zum Prinzen: „Schaut's, der hat viel Verdienst. Er hat meine Soldaten immer zu essen gegeben. Und das merkten's sich, wann's jemals was zu kommandiren haben, sorgen's erst für den Magen von Jore Leut', denn zu einem braven Soldaten gehört ein voller Magen, und der Soldat, der mir z' essen hat, kann lei Courage haben.“

Der alte Radetzky duldete nicht, daß seine Untergebenen, zumal die Offiziere, von ihren Vorgesetzten tyrannisch behandelt wurden. In seine Arme wurde damals ein Oberst verlegt, der sich eine unnürdige Behandlung der Offiziere zu Schulden kommen ließ. Da befohl der Marschall, er solle sich bei ihm melden, und als er kam, machte sich der Marschall Säbel und Schärpe um und sagte: „I hab' gemeint, man hab' mir einen Obersten geschickt. I hab' einen Zugsergeanten kriegt! Ich kann Sie nit gebrauchen.“ Und baldist wurde der Oberst verabschiedet. Radetzky ließ es sich auch nicht gefallen, daß sein Regiment so oft gewechselt wurden, wie sonst in der Arme, und wenn aus dem Kriegsministerium ein solcher Wechsel befohlen wurde, dann schrieb er an den Kaiser und war des Gegenbefehls sicher. Dadurch wurde er dem Kriegsministerium oft unbenommen, und wiederholt wurde dem Kaiser Franz vorgehalten, Radetzky sei zu alt und müße pensionirt werden. Aber davon wollte der Kaiser nichts wissen. Es galt auch für eine große Ehre, bei der zweiten Arme (in Italien) zu stehen, und jeder Offizier derselben dünkte sich etwas Besseres als der der übrigen Arme.

Deutscher Saug im Elsaß.

Als Ehrenpräsident eines Männergesangsvereins verhandelte ein in den Reichslanden ansässiger Altbootscher in vorigen Sommer mit den Vorständen verschiedener gleichartiger Vereine über das Preis-Wettfingen, das alljährlich in einem anderen Orte abgehalten wird. Bei der Durchsicht der Berichte über ähnliche Sängereisen früherer Jahre fiel es ihm auf, daß der ebenem als hervorragend tüchtig bekannte Sängerbund einer kleinen elsässischen Grenzstadt seit langer Zeit den Veranstaltungen ferngeblieben war. Im Interesse der Sache reiste er persönlich hin, um der schon ergangenen schriftlichen Aufforderung noch einmal mündlichen Nachdruck zu verleihen. Der Vorsitzende des Vereins verhielt sich jedoch auch jetzt noch ablehnend unter der Begründung, daß auf den Sängereisen fast nur deutsche Lieder gesungen würden, während sie in ihrem Ort der französischen Sprache treu geblieben seien. So leicht gab aber unser Freund seine Sache nicht verloren. Sie können singen, in welcher Sprache Sie wollen“, meinte er, „wenn Sie nur wieder an unseren Festen theilnehmen, auf denen Sie früher der heimischen Gesangstunft stets Ehre gemacht haben. In den alten Berichten habe ich gelesen, daß Sie schon vor fünfzig Jahren auf einem Sängereisen in Straßburg den ersten Preis errungen haben.“ Das war auch noch unter französischer Herrschaft“, war die Antwort, „aber jetzt haben wir schon so lange die Fühlung mit den anderen Vereinen verloren, daß wir gar nicht mehr beizutreten können, welche Lieder Aussicht haben, zu gefallen. Und blamieren möchten wir uns doch auch nicht.“ Unser Freund fand einen Ausweg. „So singen Sie doch mal wieder dieselben Chöre, mit denen Sie vor fünfzig Jahren in Straßburg einen so glänzenden Erfolg gehabt haben“, schlug er vor. „Sie müssen doch nach Ihren Büchern noch feststellen können, welche Lieder Ihr Verein damals vorgetragen hat.“ Man war nicht abgeneigt, auf diesen Vorschlag einzugehen. Die alten Bücher wurden hervorgeholt und durchblättert. Und das Ergebnis: Die preisgekrönten Gesänge waren: Die Himmel rühmen des Ewigen Chre, und Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch daoben? Die erstaunten Gesichter der guten Leute, die aeglaubt hatten, dem heiligen Brauche der Väter treu, heute nur französisch singen zu dürfen, kann man sich vorstellen. Wie man uns aber versichert, haben sie auf dem Sängereisen, auf dem

Eine lange Frage.



Frau Base (zu Besuch kommend): „Ach, liebe Frau Nachbarin, ich habe mich schon so lange auf ein Besam'mentchen mit Ihnen gefreut! Könnten Sie mit nicht ein Stündchen widmen? Ich hätte nur eine Frage an Sie zu richten!“

sie sich wiederum ehrenvoll hervorthaten, mit anerkannter Tapferkeit bewiesen, daß die deutsche Muttersprache ihren Lippen, und die schönen, alten deutschen Weisen ihrem Herzen noch nicht ganz fremd geworden waren.

2,60 Mark für einen Konzertsüßel von 1813.

Ueber eine interessante Kleinhandlung wird aus Bütow in Pommern berichtet: Hier finden oft auf dem Markttag Berstelgerungen statt, die außerordentlich unterhaltend sind. Oft gehen Werthfaden für ein Spinnrad weg, während Richtigkeiten über den Werth bezahlt werden. Ein hochheiner Kontorfuß mit Lederpolster, Arm- und Badenlehnen, aus einer Erbschaftsmasse stammend, brachte z. B. 20 Pfennig, dazu gab es gratis einen Stiefelnecht aus einem Stück Leder, ein Gewehr darstellend. Eine schwere Eichentruhe mit Blumenbeschlag aus Schmiebeeisen ergab 7,50 Mark, eine ähnliche auf massiven Holzrädern 6 Mark. In einem anderen Falle erstand ein Sammler einen wohl mehrere hundert Jahre alten Badrock aus einem einzigen Stamm für 1,50 Mark. Unter dem Gelächter der Bauern erklärte eine Frau den Gegenstand für eine Wiege oder Bababanne. Der verblüffte Käufer überließ darauf das vom Alter gebräunte Meisterstück einem Tischler zum Einkaufswert. Einem anderen Käufer fiel für 2,60 Mark, sage und schreibe 26 Groschen, ein Konzertsüßel von Anno 1813 zu. Und die Geschäfte, die die Bauern dabei machten! Hier könnte ein Zeichner Studien machen.

Schneezeit.

Schnee liegt breit, von keinem Hauch gestört. Leise, wie ein Lauschen, gehn die Wochen. Hab' wohl nie ein liebes Wort gehört. Als Du mir's am Abschiedstag gesprochen! Traum und Tag sind silberlicht erhell't.

Alle Nähen, alle Fernen blinten... Eine Gluth und Innigkeit die Welt jeden Abend... es' die Schatten finlen.

Vom Werth des Lachens.

„Ein Scherz, ein lachend Wort entseidet oft die größten Sachen treffender und besser, als Ernst und Schärfe.“ So der weise Horaz! Und der Sprachgebrauch redet nicht umsonst vom „bretierenden Lachen“. Denken wir daran, wenn wir in irgend eine Lage gerathen, in der ein ärgerliches Gesicht oder heftige Worte niemand helfen, wohl aber uns und anderen unglückliche Pein verursachen, wenn nicht gar ernstlichen Schaden auflösen können.

Stoßfuss.

Frau: „Ja, ja, die Männer haben's immer besser als die Frauen — ich wünschte, ich wäre auch ein Mann!“ Mann (Bantoffelheld, feufzend): „Hm — das wünschte ich gleichfalls.“

Wichtige Antwort.

Betrunkener (der von einem Herrn auf der Straße gestreift wurde): „Können Sie denn nicht ausweichen? Sie sehen mich wohl nicht für voll an?“ Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

Nach den Hlitterwochen.

Sie: „Mir ist etwas in die falsche Rehle gekommen!“ Er: „Was? Nicht genug, daß Du falsche Haare und Zähne hast, mußt Du auch noch eine falsche Rehle haben?“

Schlan.

Chef (zum neuen Geschäftsleiter): „Und wenn Sie Personal engagiren, nehmen Sie nur immer hübsch Korpulente, damit die Leute denken, denen muß es aber bei uns gut gehen!“

Kunglich.

Dame (zum Bettler): „Daß Sie nicht wenigstens alle Monat einmal Wasser und Seife benutzen!“ Bettler: „Ich habe auch schon dran gedacht, gnä' Frau; aber es giebt so viele Arten Seife, und man kann nicht wissen, ob sie nicht der Haut schaden, und auf das Risiko lasse ich mich nicht ein!“

Mit vereinten Kräften.

„Bei den Meiers soll es wacklig stehen!“ „Wundert mich nicht! Die ganze Familie von acht Köpfen ist im Geschäfte thätig, und jeder verredmet sich zu seinen Gunsten!“

Angewandte Lebensart.

A.: „Fünfzig Jahre spiele ich in der Lotterie, mein Loos ist aber noch nicht herausgelommen.“ B.: „Beim Lotteriespielen kommt überhaupt nichts heraus.“

Im Eifer.

Untersoffizier: „Einjähriger Schneider, Sie haben ja wieder das Bistf falsch eingestelt!“ „Ich dachte...“ „Dachte? Hier wird nicht gedacht; versch'n Sie? Oder haben Sie etwa schon mal bemerkt, daß ich gedacht habe?“

Bedingungsweise.

Junge Frau: „Können Sie auch ordentlich lachen, Marie?“ „Wenn gnädige Frau nicht helfen, ja.“

Unerwartete Wendung.

Stammgast (zum Wirth): „Ihr Bier ist heute wieder einmal nicht zu genießen! Ich gehe in den „Blauen Hecht“, da ist das Bier immer vorzüglich.“ Wirth: „Warten Sie noch einen Augenblick!“ Stammgast: „Wollen Sie etwa ein anderes Fass ansetzen?“ Wirth: „Rein, aber dann gehe ich mit.“

Herrenrechtler.

Herr (zum Vorstand eines neugegründeten Herrenrechtler-Clubs): „Ja es wahr, daß gestern Abend plötzlich Ihre Frauen in dem Club erschienen?“ Vorstand: „Gewiß, und es wäre uns schlimm ergangen, wenn unser Schriftführer nicht noch die Geistesgegenwart gehabt hätte, schnell die Statuten zu verfluchen.“

Examensfrage.

Professor: „Nehmen wir also mal den Fall an, Sie bestellen sich einen Anzug und bezahlen ihn baar, wie nennt man das Geschäft?“ Kandidat: „Ja, Herr Professor, an diesen Fall habe ich noch nie gedacht, das gib't's ja gar nicht.“

Aha!

Junge Frau: „Ich darf wirklich nicht mehr selbst lachen, mein Mann kriegt schon eine ganz rothe Nase!“ Freundin: „Was hat denn das damit zu thun?“ Junge Frau: „Er trinkt so viel Regenbittern!“

Bietfagende Ideenverbindung.

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“

„Herr (sich umwendend, höflich): „D gewiß! Für sehr voll!“